

(Nachdruck verboten.)

181

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig

Berta hatte recht, sie stand mit ihrer Mutter jetzt auf sehr gutem Fuß, auf besserem, als es je zu Hause der Fall gewesen. Frau Fidler ging im ganzen Dorfe herum und zeigte das Tuch, das ihr die Tochter aus Berlin geschickt hatte; sie machte sich recht groß damit.

Berta hatte das Tuch, ein seidenes buntgestreiftes, bei Rosalie Grummach billig erstanden. Sie kaufte mit Vorliebe in dem disteren Trödelhändchen; da gab's viel abgelegte Damengarderobe. Mit funkelnden Augen durchstöberte sie den ganzen Kram; Mutter und Tochter Grummach, zwei lichtscheue, großnasige Geschöpfe mit einem unendlichen Wust verfilzter krauser Haare, schleppten bereitwillig und anpreisend herbei. Berta war eine gute Kundin; wenn ihr Sinn nun mal nach etwas stand, dann mußte sie's auch haben. Sie ließ was drauf gehn. Kein Wunder, daß die beiden Grummachs, die wie Eulen aus dem Versteck der alten Kleider hervorlugten, auf sie losgeschossen, sowie sie vorüber ging. Mit einem fröhlichen Gelächter probierte sie dieses und jenes an und drehte sich vor dem Spiegel, den ihr die Tochter dienstfertig vorhielt, während die Mutter sich in Schmeichelreden und Vereuerungen enormer Billigkeit erschöpfte. Der ganze Lohn ging drauf; oft schon etwas vom nächsten im voraus.

Berta bogte sich öfter eine Kleinigkeit von Mine; die gab zwar mit einem gewissen Zögern, aber abzuschlagen wagte sie's der Freundin doch nicht. Sie konnte sich nur nicht enthalten zu knurren: „Du hast doch siebzig Taler, fünfundzwanzig mehr wie ich — ich weiß nich, wo de's läßt!“

„Ich ooch nich!“ Und Berta lachte. Das Geld zerrann ihr unter den Fingern wie gar nichts. Daß sie sich ab und zu mal ein Törtchen kaufte, einen Berliner Pfannkuchen oder einen Windbeutel mit Schlagahne, dafür konnte sie nicht, das mußte sie; das Essen bei Hauptmanns war nicht reichlich. Beim Kaufmann drüben gab's jetzt statt Seife eine Tafel Schokolade zu, die war jedesmal in einer Minute aufgeknabbert, und doch knurrte ihr der Magen. Siebzig Taler — damit war eben nicht auszukommen! Sie mußte mehr haben.

Frau Reichle riet ihr, nur noch das Weihnachtsgeschenk abzuwarten und dann am ersten Januar zu kündigen. „Paffen Se man uf, zehw Dienste für enen!“

Als der Termin näher rückte, war es Berta doch nicht ganz wohl zu Mut. Sie versäumte jetzt nicht, sich jedesmal ganz außer Atem zu stellen, wenn sie die vier Treppen herauf kam; mochte die Gnädige denken, das viele Treppensteigen sei ihr zu schwer.

Nun war der Weihnachtsskarpfen im Haus. Das war eine Seltenheit, denn sonst gab es nur billigen Seefisch. Bitternd vor Aufregung, umstanden die Kinder den Küchenfisch: ein Fisch, ein lebendiger Fisch! Da lag er, ein mächtiges Tier, dessen Schuppen goldig glänzten und das kräftig mit dem Schwanz schlug.

„Hat er Moos auf dem Kopf?“ fragte Kurt.

„Da hat er Moos,“ sagte Berta lachend und hieb dem Fisch mit der hölzernen Nährkenle eins auf dem Kopf.

„Verstehn Sie denn auch damit umzugehn,“ fragte die Hauptmännin, einen Augenblick in die Küche guckend.

„Natürlich, gnäd'ge Frau!“ Berta hatte keine Abnung, aber so etwas gesteht man doch nicht ein. Sie machte sich daran, den Fisch zu schuppen; „lebendig schuppen“ hatte sie mal gehört, „dann geht's besser“.

Der Skarpfen lag ganz still, wie betäubt; das Messer blitze, die Schuppen flogen — aber jetzt krümmte er sich zusammen wie im Krampf — jetzt schnellte er jäh in die Höhe. Doch im Bogen sprang er vom Küchenbrett auf die Diele und glitt zappelnd dort umher.

Die Kinder schrien laut auf vor Schreck. Berta packte ihn und warf ihn wieder aufs Brett; auch ihr war ängstlich zu Mut aber sie unterdrückte das. Mit einem Lachen machte sie sich Mut. Nun rasch! Was? Einem noch die Schürze schmutzig machen?!

Unruhig schlug der Fisch. Sie hieß den Knaben mit einem Tuch den glatten Schwanz festhalten. Sie wackte das Messer scharf. Schuppe nach Schuppe. Die großen seelenlosen Augen des Geschöpfes starrten, sein Maul tat sich auf — stumm, stumm! Blut floß, hell sickerte es unter den Schuppen vor. Den kleinen Kurt grauste es, er ließ den Schwanz fahren — da — ein Schrei der Kinder, ein Schrei Bertas — mitten ins Gesicht war der Fisch ihr geschneilt. Sie ließ das Messer fallen, ihr Lachen erstarb — au, das tat weh!

„Dieft!“ Er glischte ihr unter den Händen durch; nun rutschte er wieder auf der Diele, sie rutschte kreischend hinterher — hierhin, dorthin — da, dort, grabaus, seitwärts — jetzt hatte sie ihn — jetzt war er unter dem Stuhl, unter dem Tisch. Die Kinder drängten sich auf einen Haufen, das kleinste fing an zu weinen.

„Willstie wohl?“ Die Schürze wurde ihr total schmutzig, jetzt achtete sie nicht mehr darauf. Ihre Hände griffen unruhig umher, eine Aufregung bemächtigte sich ihrer, eine sonderbare Gereiztheit, ein Born gegen das Vieh, das ihr so viel Wirtschaft machte. Eine Blutwelle stieg ihr heiß zu Kopf, ihre Lippen zuckten.

„Hab ich dich!“ Jetzt hatte sie ihn. Fest wie mit Eisenklammern packte sie ihn. Weit sperrte er das Maul auf — da — sah er nicht grimmig aus, schnappte er nicht nach ihrem Finger?

„Was noch beißen?“ Ihre Zähne knirschten, ein Funken glom in ihren Augen auf. „Dir wer' ich lehrent!“ Sie drückte den Bappelnden nieder, sie kniete auf ihm: „Dieft, Dieft!“ Bornig schrie sie, ihr Mund verzerrte sich.

Mit Gezeter stoben die Kinder aus der Küche. Als die Hauptmännin auf das Geschrei herbeieilte, fand sie Berta mit hochrotem Kopf über den Fisch gebeugt, einen seltsamen Zug in dem noch lachenden Gesicht.

Das blutige Messer lag auf der Diele, mit beiden Händen riß sie dem in letzten Zuckungen sich bewegenden Tier das Eingeweide heraus. „Er wehrt sich noch — hal!“

„Diese Personen sind alle unglaublich roh,“ sagte Frau von Saldern ganz entsetzt zu ihrem Mann.

Und doch, wer konnte sagen, daß Berta roh war? Sie ließ sich gern rühren. Jede Woche kaufte sie für zwanzig Pfennige ein Heft vom Kolporteur, der die Hintertreppe herauf geschlichen kam; mitunter auch zwei Hefte. Sie konnte gar nicht genug lesen von der betrogenen Unschuld armer Mädchen, von den reichen Verführern, von den geheimnisvollen Schandthaten der großen Stadt.

Nachts lag sie in ihrer kalten Kammer, — die verflammten Hände hielten das Heft kaum, — und las. Die Kerze, die sie dem Kronleuchter im Salon entnommen, fladerte in dem feinen Zugwind, der durch die Ritzen des schlechtverwahrten Fensters drang, und warf lange seltsame Schatten auf die weißgetünchte Wand. Sie las und las. Ein feuchter Mobergeruch strich durch die nie geheizte Kammer, fröstelnd zog sie das Tuch, das sie über ihre Nachtsacke geknüpft, fester um sich. Mitternacht; es wurde eins und noch später. Endlich löschte sie das Licht, schüttelte sich in wollüstigem Grausen und zog die Decke bis zum Kinn. Liebes- und Mordgeschichten nahm sie mit hinüber in ihren Traum. —

Am ersten Januar kündigte Berta. Sie tat es sehr bescheiden, mit einem gewissen Bedauern in Ton und Haltung; es sei ihr sehr unangenehm, aber sie fühle es deutlich, die vier Treppen griffen ihr die Brust an.

Die Hauptmännin war wie vom Donner gerührt, sprachlos sah sie in das frische, rosige Mädchen Gesicht, dessen Augen blank vor Gesundheit, in die Welt strahlten.

„An denn, gnäd'ge Frau —“ Berta hielt es für gut, offen zu sein, vielleicht liebte sie die Madam schrauben. Wenn sich gerade jetzt kein besonders glänzender Dienst fand, würde sie am Ende mit Zulage noch bleiben und auf Besseres warten.

„Ich brauche zu viel Schuh auf den Treppen. Was ich verreise — ne, ich kann's nich aufbringen! Mit siebzig Taler — unmöglich!“

„Es ist das Neueste, wir können nicht mehr geben,“ sagte die junge Frau tonlos. Sie schien traurig; lange stand sie am Fenster in der Wohnstube, die Hände um den Fenstergreif gelegt, und starrte umflorken Auges hinab auf die winterlich graue, regenfeuchte Straße und hinauf zum nebel-

berhangenen düsteren Himmel. Dieß sie denn nicht fünf gerade sein, kontrollierte sein Mädchen, drückte nicht nur eins, nein beide Augen zu! Und behielt doch keinen Dienstboten! Das Geld, das Geld! Ja, wer achtzig, neunzig, hundert Taler geben konnte, der hatte tüchtige und anhängliche Leute!

Sie sah so bekümmert aus, daß Bertha, als sie herein kam, um den Tisch zu decken, in einer ihrer plötzlichen Umwandlungen von Herz, sagte: „Gnäd'ge Frau, ich wüßte wohl 'n Mädchen für gnäd'ge Frau!“

„So?“ Etwas belebt drehte sich Frau von Saldern um.

„Meine Freundin will sich gern verändern.“ Bertha hatte erst gestern von Mine drei Mark geborgt und überlegte nun rasch, wie wenig diese nach den drei Mark fragen würde, wenn sie ihr fort aus der Destille half. Und verpflichtete sie sich nicht zugleich die Frau Hauptmann, wenn sie der ein neues Mädchen verschaffte? Die würde es ihr beim Zeugnis schreiben gedenken. So lobte sie denn die Freundin aus allen Tonarten: Ehrlich, fleißig, bescheiden, gewandt und so weiter.

„Wo dient sie denn jetzt?“

„In 'nem Restorant!“ Und dann nach kleiner Pause:

„Drüben, Kirchbachstraße, an der Ecke.“

„Was, in der Destillation —?“ Frau von Salderns Gesicht wurde lang. „Mein Gott, ich kann doch nicht ein Mädchen aus solchen Umgebungen nehmen!“

„Seien Sie ganz beruhigt, gnäd'ge Frau,“ versicherte Bertha, „ein hochanständiges Mädchen, sie is mit mir aus einem Ort. Sie hat eben Pech gehabt. Sie paßt ganz für gnäd'ge Frau, groß, stark — gnäd'ge Frau haben sie ja mal gesehn, unten im Keller bei Reschkes!“

„Ja, ja, ich erinnere mich. Aber so wenig präsentabel!“ Die junge Frau seufzte. „Wenn die die Tür aufmacht, das sieht ja nach gar nichts aus!“

„Nach was aussehen soll sie auch noch?“ schwebte es Bertha auf der Zunge; aber sie unterdrückte die Bemerkung und sah mit einem kleinen wohlgefälligen Lächeln an der eigenen Gestalt herunter. „Ach, wenn die erst im hochherrschaftlichen Hause is — gnäd'ge Frau werden sehen —, denn macht sie sich gleich raus!“

So entschloß sich Frau von Saldern, Mine zu mieten. Man kam auf fünfundfünfzig Taler überein, was ihr für dies wenig präsentable Dienstmädchen reichlich genug schien.

Mine war glücklich; in der Freude ihres Herzens umarmte sie Bertha immer wieder. Das würde sie der nie ver-gessen! Es beeinträchtigte ihre Seligkeit keinen Augenblick, daß der Destillateur ihr ins Zeugnis schrieb: „Träge, lang-sam, spricht immer gegen, sonst ehrlich.“

Bertha steckte jetzt mehr denn je im Reschkeschen Keller. Dienste hatten sich ihr genug geboten, aber die Reschke hatte ihr energisch davon abgeredet; die waren in entfernteren Straßen, und Mädchen, die viel bei ihr kauften, gab Frau Reschke nicht gern wea. Endlich, kurz vor dem Ersten, fand sich etwas. Frau Reschke las es in der Postischen, die sie sich für fünf Pfennige die Stunde drüben vom Kaufmann holen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Wiener Volksbildungs-haus.

Seit zwei Wochen ist Wien um eine Fortbildungsstätte reicher, die sich würdig der Volksuniversität in Ottakring zur Seite stellen kann. Ist das „Volksheim“ in der westlichen Hochburg des Wiener Proletariats als Gründung der Dozenten- und Professoren-vereinigung, die mit idealistischem Schwung die Einrichtung der vollstündlichen Universitätskurse geschaffen haben, mit Recht eine Volksuniversität zu nennen, die längst eine segensreiche Mittlerin zwischen den bildungshungrigen besitzlosen Klassen und den sonst un-erreichbaren Geistesjahren auf allen möglichen Wissensgebieten geworden, so mußte sich das „Volksbildungshaus“ in dem südlich gelegenen Proletarier- und Kleinbürgerbezirk Margarithen zunächst ein bescheidenes Ziel stecken: es konnte nur neben einem großen 850 Personen fassenden Hör- und Vortragsaal drei kleinere Lehrsäle und zwei Lehrzimmer bieten, daneben Kanzlei- und Sitzungsräume und die Wohnung des Hausvaters — aber es hat die Ansätze zum weiteren Ausbau in sich und wenn der jetzt eröffnete Saalbau so propagandistisch wirkt, wie dies zu wünschen ist, dann wird der Erbauer, der „Wiener Volksbildungsverein“ bald in der Lage sein, den notwendigen Zubau zu errichten, für den der Platz bereits bezahlt ist. Ist das „Volksbildungshaus“ aber vollendet, dann wird es sich als Schwesterinstitut vollwertig dem „Volksheim“ zur Seite stellen können.

Dieses ist eine in Europa einzig dastehende Einrichtung. Mitten in einem Arbeiterbezirk gestellt, ist es eine Bildungszentrale für ganz Wien geworden und mancher Arbeiter scheint nicht einen einständigen Weg, um sich dort Bildung und Belehrung zu holen, einen Vortrag zu hören, einen Sprachkursus (englisch, fran-zösisch, deutscher Stil, Deutsch für Tschechen) zubeziehen oder an einem der vielen anderen Kurse teilzunehmen, die in wechselnder Folge juristische, nationalökonomische, geschichtliche, naturwissenschaftliche oder Themen aus der Literatur, Kunst, Musik darbieten, oder um ein Stündchen im Gemischen Laboratorium, im psycholo-gischen oder im physikalischen Kabinett experimentell zu arbeiten, oder im naturhistorischen Seminar praktisch mitzutun, im Musikzimmer oder im Zeichenaal froher Kunstübung obzuliegen, in der wissenschaftlichen Bibliothek zu arbeiten, im Turnsaal in freier körperlicher Übung dem ge-sunden Geist die gesunde Wohnstätte zu geben, oder aber, um eine Stunde in der großen Lesehalle des „Volksbildungsvereins“ zu sitzen und dort im stillen Genuß des Lesens einer von den 41 000 Besuchern zu sein, die während des Jahres diese Halle frequentieren. Endlich sind im „Volksheim“ auch noch ein „Bibarium“, ein Raum zur Züchtung lebender Tiere und Pflanzen — eine biologische Station im Kleinen — und ein photographisches Atelier untergebracht, in dem Ama-teure einen Grad künstlerischer Verbollkommnung erreichen, der bei gelegentlichen Ausstellungen bewundernde Anerkennung findet. Kurz, das „Volksheim“ in Ottakring ist ein so idealer Lernbetrieb, daß schon nach einjährigem Bestande in Tausenden der Wunsch lebendig wurde, daß dieser Stätte, die für alle längst zu klein geworden ist, eine zweite, eine dritte und vierte gleicher Art in anderen prole-tarischen Peripheriebezirken Wiens angegliedert werde.

Der Anfang dazu ist nun in dem „Volksbildungshaus“ gemacht. Es dankt seine Entstehung der lechtwilligen Verfügung eines stillen Mannes, des Oberlandesgerichtsrates Emil Ritter v. Aschbach, des Sohnes des österreichischen Historikers, dem seine Tätigkeit ein Vermögen eingetragen hatte. Dieses hütete der Sohn und da er starb, stand im Testamente, daß er den Volksbildungsverein zur Universalerin einsetze, damit durch ihn „dieses Kapital, wie es durch wissenschaftliche Tätigkeit er-worben worden ist, auch der Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnis wieder zugute komme“. Ein stiller Mann, den bis zu seinem Tode die große Dessenlichkeit nicht kannte, der nie Mitglied des Vereins gewesen, dem er nun mehr als 200 000 Kronen betragendes Vermögen zu so vornehmer Zwecke übergab. Damit hatte der Volksbildungsverein mit einem Schläge ein Vermögen gewonnen, das ihn instand setzte, seine Tätigkeit auf ein neues reiches Arbeits-feld zu verlegen, auf die Errichtung der ersten Volkslehrstätte aus seinen Mitteln.

Bis dahin war er nicht in dieser glücklichen Lage, denn zu groß waren die stets wachsenden Anforderungen gewesen. 1887 gegründet, besaß der Verein schon im nächsten Jahre außer einer kleinen Lehrlingsbibliothek drei Volksbüchereien samt Leserräumen, in denen täglich rund 175 Bände entliehen wurden — ein bescheidener An-fang, dem sich als Vereinstätigkeit noch die Veranstaltung von fünfzig Vorträgen beigesellte. Nach 20jährigem Bestehen konnte der Verein berichten, daß er 931 000 Personen in 3800 Vorträgen Belehrung zusührte, daß er in dieser Zeit 14 Millionen Bücher verliehen habe oder nahezu 2000 täglich im Durchschnitt der 20 Jahre und daß er neben 14 Volksbüchereien, zum Teil verbunden mit Lesesälen 5 Garnisonbibliotheken, 2 Büchereien in Gefangenenhäusern, 8 in Stranzenhäusern, außerdem 4 Lehrlingsbibliotheken und je eine Bibliothek in den Stiftungshäusern für Volkswohnungen in Ottak-ring, in der Eisenbahnkolonie der Staatsbahnen in Hütteldorf und in den Arbeiterwohnhäusern der Unfallversicherungsanstalt in Floris-dorf unterhalte. Außerdem aber bildete der Verein in Koch- und Haus-haltungsschulen 800 Hausfrauen heran, veranstaltete sechs Jahre lang besondere Vorträge für Lehrlinge, die jetzt durch unsere Jugendorganisation fortgesetzt werden, und er ging mit der Veranstaltung von Arbeiterreisen voran. Mit einem Ausflug auf den Semmering setzte diese Tätigkeit bescheiden ein und heute veranstalten drei Bezirkssektionen Jahr um Jahr zu billigen Bedingungen weite Reisen, die die Arbeiter bereits nach Venedig, an den Gardasee, in die Alpen, an den Bodensee und in die Schweiz gebracht haben. Kleine Ausflüge in die Römerstadt Carnuntum oder an andere historisch oder erdgegeschichtlich interessante Stätten unseres engeren Heimatlandes Niederösterreich während des Sommers, Führungen während des Winters in die Museen, Galerien, auf die Sternwarte oder in interessante Betriebe, in die sonst einen Blick zu werfen dem einzelnen verwehrt ist, in die beiden Wiener Hoftheater, in das städtische Elektrizitäts- und Gaswerk, oder in die Wohlfahrtsinstitute der Großstadt, ins Asyl für Obdachlose, in die Anstalten am „Steinhof“ zur Pflege Geisteskranker — ergänzen das Bildungsprogramm des Vereins. Sonst sucht der Verein Berater in Bildungsdingen zu sein. Das alljährlich erscheinende „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendliteratur“ gibt davon Zeugnis.

So marschierte der „Wiener Volksbildungsverein“ tapfer voran und wurde zur Quelle aller ähnlichen Bestrebungen gutgesinnter Bürgerlicher, die empfinden, wie wenig an Bildung und Wissen die öffentlichen Gewalten dem Proletariat auf den Lebensweg mit-geben. Aus Unterrichtskursen, die der Volksbildungsverein unter Mithilfe von Universitätslehrern dank einer Landessubvention

einige Jahre hindurch veranstalten konnte, entwickelten sich die **vollständigen Universitätskurse**, die heute in allen Bezirken Wiens regelmäßig und unter großem Zulauf des Proletariats abgehalten werden — das Kind dieser Kurse ist aber das „**Volkshaus**“ — und dem an den stets steigenden Entlohnungen erkennbaren Forderung ward die zweite Einrichtung gewidmet, der „**Verein Bibliothek**“, der heute eine riesige wissenschaftliche Zentralbibliothek und eine ganze Reihe von Bezirksbibliotheken unterhält. Auch durch diesen Verein, der sich mit diesen geringen Beiträgen dank einer glücklichen Administration, selbst erhalten kann, sind schon Millionen Bände ins Volk gedrungen. Endlich aber ist in diesem Zusammenhang zu sagen, daß der „**Volkshausverein**“ auch als erster mit **vollständiger Musikpflege** durch Veranstaltung von Volkskonzerten und zyllischen Vorträgen über die Schöpfungen der Tonkunst begonnen hat. Hier haben heute der „**Wiener Konzertverein**“ durch die Veranstaltung seiner „**Arbeiterkonzerte**“, wobei ihm ein Komitee der Landesparteiververtretung zur Seite steht und die „**Freie Volkshausbühne**“, die mit dem Wiener Tonkünstlerorchester gleiche Konzerte veranstaltet, weitergebaut.

Dieser so reichen und vielverzweigten Tätigkeit wurde nun im „**Volkshaus**“ das erste eigene Heim errichtet. Das erste — sagen wir — denn der Verein und Wien brauchen zehn solcher Häuser, in jedem Proletarierbezirk eines, dann könnte Großes geleistet werden. Freuen wir uns indes, daß der Anfang gemacht ist, sei dieser Anfang auch noch so bescheiden, wie eben kurz skizziert, sei der Bau auch noch ein Torso, der zunächst nur das Wichtigste des künftigen erst zu vollendenden Hauses birgt, den großen Saal und die aufgezählten kleineren Lehrräume, die für je 50 Hörer Platz bieten. Der große Saal verdient ein besonderes Wort des Lobes. Amphitheatralisch aufgebaut, bieten auch noch zwei Seitengalerien Sitz- und Stehplätze. Der 50 Quadratmeter großen Bühne gegenüber sind fünf hohe Fenster in die Saalwand gelassen. Durch sie und von oben herab durch die Glasdecke empfängt der Saal das Tageslicht, das ihn zu Veranstaltungen bei Tage zum freundlichsten und hellsten Wiener Saal gestaltet. Die Bühne mußte auch mehrere „**Stücheln**“ spielen. Sie mußte so groß sein, um einem Orchester von fünfzig Musikern Raum zu bieten, sie mußte aber auch für kleine Theateraufführungen benutzbar sein, an Stelle des Vorhanges mußte eine Leinwandfläche für Demonstrationen mit dem Skopikon einfügbar sein und sie mußte zugleich eine Experimentierbühne für chemisch-physikalische Vorträge sein. So hat denn die Bühne außer einem Säuerboden einen chemischen Herd und Gas-, Wasser- und Elektrizitätsanschluß. Alles klappt und ist bereits erprobt. Auch die Musik ist vortrefflich. Erbauer des Saales ist der Architekt Saigl, der auch das „**Volkshaus**“ geschaffen hat.

Noch am Eröffnungstage war das Haus in vollem Betriebe. Außer für die Eröffnungsfeier diente an diesem Tage schon der Saal drei Veranstaltungen, einer Rezitation des Burgschauspielers Gregori, dem Experimentvortrag eines Hochschullehrers und einem Konzert des Tonkünstlerorchesters. In ähnlicher Art ist nun jeder Sonntag ausgefüllt, so daß das Haus jeden Sonntag eine Frequenz von 2000—3000 Besuchern ausweist. Die Abende der Wochentage dienen den Lehrkursen. Das gegenwärtige Programm umfaßt Kurse über folgende Themen: Einführung in die darstellende Geometrie, Geschichte der deutschen Lyrik, Das junge Deutschland, Einführung in das bürgerliche Recht, Algebra, Zinsen und Björnson, Stilistische Übungen für Vorgesessene und für Anfänger, Rechnen, Einführung in die Volkswirtschaftslehre, Hygiene des Frauenlebens, Einführung in die Weltgeschichte (mit Skopikondemonstrationen), Programm- und sinfonische Dichtung (mit musikalischen Beispielen), Lebensformen und Lebensweise (Einführung in das Verständnis des tierischen Körperbaues), Die Alpen, Italien. Außerdem werden englische und französische Sprachkurse für Anfänger abgehalten und ein „**nationaler Verständigungskurs**“: Deutsch für Tschechen. Die Sprachkurse sind so übersüllt, daß der englische Kurs schon in der ersten Woche geteilt werden mußte, der französische aber vor der Teilung steht. Die Hörer und Hörerinnen sind vorwiegend Arbeiter, dann Handlungsgehilfen, Beamte.

Wir stehen in der großen Eintrittshalle, welche die Garderobe für 1000 Besucher birgt. Plötzlich schrillt ein Glockensignal durch das Haus. Die Unterrichtszeit ist zu Ende. Schon summt und trampelt es auf den Stiegen. Im nächsten Moment fällt sich die Halle. Einige Genossen, die das Ordneramt im Hause haben, bilden eine abseits stehende Gruppe.

An dem Garderobenpult lehnen zwei frische Jungen. „**Was studieren Sie, junge Freunde?**“ — „**Wir . . . wir lernen rechnen.**“ — „**Warum das?**“ Sie haben doch die Bürgerkurse hinter sich!“ — „**Ich brauch's zum Näherrechnen.**“ — „**Was sind Sie?**“ — „**Uhrmacherlehrling.**“ — „**Und Sie?**“ — „**Ich bin Handelspraktikant, mir kann Rechnen nicht schaden.**“

Allmählich leert sich die Halle. Da kommt bedächtigen Schritts ein Weiblinger Arbeiter über die Treppe herab. Ein Bezirksvertrauensmann, dessen Wort im Kreis der anderen schon gilt. Ein alter treuer Mitarbeiter an der proletarischen Sache. Ein hoher Biergier.

„**Was machen denn Sie da, Genosse?**“
 „**Ich gehe in den stillistischen Kurs.**“
 „**Sie? Wollen Sie vielleicht gar noch Schriftsteller werden?**“
 „**Nein, das nicht, aber Sie wissen ja, bald hat man ein Protokoll zu führen, bald einen Antrag einzubringen . . . es ist gut, wenn man's kann.**“

Tritt einem durch solche Beobachtung der Segen solcher Einrichtungen lebendig vor Augen, so wünscht man lebhaft, daß dieses erste Haus bald seinen Erweiterungsbau bekomme, mit seiner Bibliothek und Lesehalle, mit seinem Lehrsaal für 200 und seinen 8 Lehrsälen für 60 bis 100 Hörer, mit seinem photographischen Atelier und was sonst noch im Programm der Erbauer steht, aber man wünscht auch, daß Wien ebenfalls in den anderen Proletarierbezirken bald solche Stätten bekomme, wo der Arbeiter fern der Kneipe seine Abendstunden in schöner und nutzbringender Art anbringen kann.

Da aber solches Wünschen keine Grenzen kennen darf, so sei mit der Hoffnung geschlossen, die mehr dem Klassenpatriotismus als dem lokalen entspringt, daß das gute Wiener Beispiel „draußen“ bald Nachahmung findet, bis es dem Proletariat aus eigener Kraft gelingen wird, solche Lernbetriebe zu errichten und zu erhalten. Auch diese Zeit wird kommen, weil sie kommen muß.

Mag Winter.

„Elektra“ von Richard Strauß.

Aufführung an der Dresdener Hofoper.

Wer diesmal mit dem festen Entschluß ins Theater gekommen war, eine Sensation zu erleben, sah seine Hoffnungen gelmdt. Was wir am Montag im Dresdener Opernhaus erlebten, war ein Werk, das durch seine spezifischen musikalischen Strauß-Eigenschaften den einen anziehen, den anderen abstoßen möchte, je nach dem Standpunkt, den der Betreffende dem modernen Meister gegenüber einnimmt, aber grundsätzliche Neuerungen gegenüber der seit „**Salome**“ von Strauß geübten Art des Opernkomponierens hat die „**Elektra**“ nicht aufzuweisen. Die Straußsche Entwicklung, die bisher in unaußhaltbarer Linie vorwärtsging, hat einen Stillstand gefunden; einen Punkt, von dem aus — trügen die Zeichen der „**Elektra**“ nicht — nur eine Reihe nur dem Wesen, aber nicht der Art nach verschiedene Werke entstehen mögen. Schon das vorhergehende große Werk von Strauß, das Männerchorwerk „**Barbengeseung**“ trug das Zeichen des Artstillstandes an sich. Es ist für den Musiker äußerlich reizvoll, die Entwicklung von Richard Strauß zu verfolgen; zu sehen, wie aus ganz auf überlieferten Bahnen einerschreitenden Anfängen sich immer größere Kompliziertheit des musikalischen Apparates (vor allem der harmonischen Arbeit und des Instrumentalen) und Hand in Hand damit größerer Reichtum an Ausdruck herauschälte; zu sehen, wie dieser Komponist sich ein Gebiet nach dem anderen erobert (nur die Kirchenmusik liegt abseits von seinem Wege) und überall Schöpfungen hervorbringt, die zum wenigsten aus der Masse der anderen hervorstechen. Es ist sehr billig und mindestens sehr töricht, Straußsche Musik unter dem Gesichtswinkel des Snobismus zu betrachten, wie das bei der „**Salome**“ einst sehr viel geschah. Es ist auch genau so töricht, Strauß mit dem Wort abzutun, „**die ganze Richtung paßt mir nicht**“. Strauß ist heute in der deutschen Musik immer noch der, von dem die größten Wirkungen ausgehen trotz Reger, Mahler, Pfitzner, Koren u. a. Und daß diese Wirkungen einen tiefen Grund haben, ist sicher.

Wie gesagt, ist nun in der „**Elektra**“ kein neues Problem zu lösen. Was die „**Salome**“ an grundsätzlicher Neuerung brachte, die genaue Untermalung der szenischen Vorgänge im Orchester und eine von der Operantilene wie dem Rezitativ und der Wagnerischen Deklamation sich scharf abhebende Realistik der Singstimmen, das bringt auch die „**Elektra**“ wieder. Das Formale und Technische der Komposition ist in beiden Opern gleich. Gleich blieb sich auch die Wahl des Textbuches. Insofern, als Strauß beide mal ein fertiges einaktiges Drama wählte. Damals die „**Salome**“ von Wilde, jetzt die Tragödie „**Elektra**“ von Hugo v. Hofmannsthal. Und beide mal handelt es sich um ein Werk, in dem eine hysterische Frau in dem Mittelpunkt der Geschehnisse steht. Aber während Strauß in der **Salome** das nervös flackernde eines finlich anomalen Geschöpfes geradezu genial mit seiner Musik wiedergab, hat er diesmal im Gegensatz zum Dichter die Gestalt aus der modernen Defadence herausgehoben und in eine Sphäre von Größe gerückt, die von Hofmannsthal weg zu der uralten Auffassung von der sittlichen Notwendigkeit der Blutrache für den Vater führt, auch wenn sie an der eigenen Mutter vollzogen werden muß. Schon gleich der Auftritt **Elektras** gibt diesen Ton an; zeigt die ruhige, machtvolle Größe, die den Unterton für die ganze Oper gibt. „**Elektra**“ ist einheitlicher, viel einheitlicher sogar als „**Salome**“. Selbst da, wo die stärksten Leidenschaften wühlen, liegt immer die schwer lastende Wucht dieser Geschehnisse darüber. Wie ein dümmes Grau lastet die Strauß'sche Musik über der Szene. Wenn ich entscheiden soll, was mir tieferen Eindruck erweckt, einst das Schauspiel Hofmannsthal's oder jetzt die Oper, so muß ich der Oper den Preis zuerteilen. Trotzdem ich an manchen Stellen die Empfindung von Längen hatte. Strauß hat schon die Originaldichtung um reichlich ein Viertel gekürzt. Noch mehr Kürzung, d. h. Konzentration auf das szenisch unumgänglich notwendige wäre mit Rücksicht darauf, daß die Musik oft sehr viel Zeit wegstreift, zu wünschen gewesen. Denn die Strauß'sche Musik, die für sich selbst diesmal — noch weniger vielleicht als in „**Salome**“ — ein eigentliches Leben nicht führt, ist echte Bühnenmusik, ist den Vorgängen, den szenischen sowohl als den seelischen, aufs engste angepaßt. Für sich allein gespielt, wie es doch bei Wagner'scher Bühnenmusik oft geschieht (z. B. bei Nibel's Liebestod oder dem Walkürenritt), mus-

se Klasse machen. Trotzdem ist die Musik nicht Dienerin der Bühne. Das Verhältnis ist eher umgekehrt und darum können auch wohl die Längen zu hören, denn nicht um die nicht vortwärtsgehende Musik, sondern um das stöckende spanische Bild handelt es sich in unserem Falle. Der Schaden ist übrigens nicht so groß, daß darunter der Gesamteindruck leiden könnte. Dazu schiebt zu viel Gewaltig-Beidenschaftliches, zu viel Pathetisches darin. Es ist das Beste, was uns Strauß gibt. Da steigt er zu einer Größe an, wie wir sie seit „Tod und Verklärung“ nicht mehr bei ihm getroffen haben.

Auch wer ins Theater kam, um vielleicht nie gehörte Dissonanzenhäuflungen zu vernehmen, hat diesmal keine Wünsche und Hoffnungen begraben müssen. Daß die moderne Musik nicht auf der Diatonik Bocherinis aufgebaut ist, mag ja mancher bedauern (schon Mozart hat man vorgeworfen, daß seine Harmonien nicht so schön rein klingen wie die des bewußten Bocherini), aber ändern läßt sich's um mal nicht. Aber unser Ohr hat sich im Laufe der Zeiten an immer größere Chromatik gewöhnt und heutzutage werden rein diatonische Wirkungen zu bestimmten Zwecken direkt von den Komponisten aufgesucht. Und gerade in dieser Hinsicht ist „Elektra“ bemerkenswert. Weiße Strecken sind im wesentlichen diatonisch gehalten, Strauß schwelgt da ordentlich in „reiner Schönheit“, oder wie vielleicht ein Kompositionsprofessor sagen würde in „schöner Reinheit“. Denn die „Reinheit“ ist ja für viele der Inbegriff aller Musik. Deshalb hat man auch dafür, wenn's einmal ein paar Dissonanzen gibt, gleich das hübsche Wort Katakophonie (Mißklang) zur Hand. Man wird auch gewiß bei „Elektra“ wieder über Katakophonien jammern, aber mit Unrecht. Die Musik überschreitet das in „Salome“ gebotene in keinem Fall, bringt auch in dieser Beziehung keine Weiterentwicklung, sondern hält sich, wohl auf Veranlassung des Stoffes, maßvoll hinter den großartigen, klaren Einfällen in der „Salome“. Ueberhaupt habe ich den Eindruck, daß diese Oper bis jetzt der Gipfel des Straußschen Schaffens ist, daß „Elektra“ nicht nur wie gesagt, keine Steigerung, sondern eher ein Mißlingen ist. Statt dem Vorwärtsschreiten in „Feuersnot“ und mehr noch in „Salome“ tritt eine Rückbildung zu Wagner ein. Das bezieht sich nicht auf die Form der Oper, in der Strauß bisher immer dem Wagnerischen Rhythmusprinzip folgte, sondern auf den musikalischen Inhalt. Soweit sich das nach einmaligem Hören und notdürftigem Studium des Klavierauszuges (der Verleger gab ihn erst am Tage der Aufführung aus) beurteilen läßt.

Wie immer bei Strauß, ist auch in „Elektra“ das Orchester ein wesentlicher Faktor der Stimmungsbilderei. Was den einzelnen thematischen Motiven an Eigenart oft abgeht, wird durch unfehlbare Prägnanz in der Zeichnung des Orchesters ersetzt. Wenn man sagt, Strauß instrumentiert gut, so ist das ein ganz falscher Ausdruck, so gibt das ein ganz falsches Bild. Denn nicht instrumentiert ist die Straußsche Musik, sondern instrumental erdacht. Nur das Orchester kann wirklich das hergeben, was in ihr steckt. Und Strauß ist sich dieser überragenden Bedeutung seines Orchesters für die Wirkung der Oper auch wohl bewußt. Dafür, daß auch „Elektra“ in erster Linie eine Orchesteroper ist, diene ein Vorkommnis aus einer der letzten „Elektra“-Proben als Beweis. Schuld hatte das Orchester, wie üblich, wunderbar abgedämpft, um die Singstimmen zu heben. Strauß verlangte größere Stärkenentfaltung. Frau Schumann-Heinl meinte, daß man dann nichts mehr von ihr höre und Strauß meinte darauf, daß das auch nicht so wesentlich sei.

Doch soll man die Wirkung des Wortes auf der Bühne auch in der „Elektra“ nicht unterschätzen. Das zeigte sich in der Aufführung bei den zwei weiblichen Hauptrollen, der Elektra (Frau Krull) und der Chrysothemis (Fr. Siems). Jene beherrschte die Realistik des Straußstils ausgezeichnet und schuf eine gewaltig zwingende Figur, diese brachte Operngesang alten Stils und ließ vollständig fast. Und an Schönheit, Fülle und Frische der Stimme stehen beide Sängerinnen gleich. Außer von der Elektra selbst wurde die Vorführung von der Leistung des Orchesters und der lebensvollen Fühnung Schuchs getragen. Von den Mitwirkenden sind noch zu nennen: Ernestine Schumann-Heinl (Chlammestra) und Karl Perron (Dress). Strauß wohnte natürlich der Aufführung seines jüngsten Werkes bei, die, wie ein Bild auf das Publikum lehrte, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus die musikalische Welt mit Interesse erfüllt hatte.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Wird die Tuberkulose verschwinden? Die Verhandlungen des Tuberkulosekongresses in Washington haben neben vielen höchst wertvollen wissenschaftlichen Einzelheiten auch eine Frage berührt, die wohl einen sehr großen Teil der Kulturmenschen in ängstlicher Spannung aufsuchen läßt, nämlich die Frage, ob es bereits möglich sein wird, eine der schwersten Geißeln der leidenden Menschheit zum Verschwinden zu bringen. Man kann auf Grund der Resultate des Kongresses das freudige Gesamtergebnis aussprechen, daß das fürchterliche Leiden, das beispielweise in den Vereinigten Staaten auf je acht Köpfe der Bevölkerung ein Menschenopfer fordert, durch richtige Aufklärung, geeignete Vorsichtsmaßregeln

und Fortschritte in der Behandlung nicht allein wesentlich eingekürzt, sondern unter vollkommene Kontrolle gebracht werden kann. Die Ansichten über die Tuberkulose haben, wie das Journal der amerikanischen medizinischen Vereinigung ausführt, in der letzten Zeit eine weitgehende Wandlung erfahren. Man nimmt heute an, daß jeder Mensch, der das dreißigste Lebensjahr erreicht hat, zu irgendeiner Zeit Tuberkelbazillen im Leibe gehabt hat und in seinen Geweben irgendwelche Veränderungen mit sich herumträgt, die durch die Einwanderung dieser Feinde hervorgerufen worden sind. Auf dem Kongreß in Washington hat namentlich der Chirurge der russischen Armee dieser Ueberzeugung Ausdruck gegeben, ohne damit etwas Neues geäußert zu haben. Nicht die Gegenwart der Bazillen im menschlichen Organismus macht die Gefahr bei der Tuberkulose aus, sondern der Zustand, in dem sich der Patient befindet, die die schlimmen Feinde in seinen Körper einwandern. Siebenundachtzig unter hundert Menschen sind in diesem, durch die natürliche Körperfunktion der Bazillen Herr zu werden. Eine wesentliche Unterstützung für diese Selbstheilung ist der Aufenthalt in frischer Luft. Selbst bei ziemlich rascher Verbreitung der Bazillen wird die Luft vorzügliche Wirkung tun. Wo Menschen zusammengepreßt in dumpfigen, luftlosen Behausungen leben, wüthet die Tuberkulose am schlimmsten. Sie ist eine „Stadtkrankheit“, der durch Luft, Luft und nochmals Luft begegnet werden muß. Dieser Umstand ist ebenso wichtig wie die Verhütung der Uebertragung von Person zu Person. Allerdings darf auch hier die Gefahr nicht überschätzt werden. Auch wer Tuberkelbazillen beherbergt, ist nicht ohne weiteres für seine Nebenmenschen gefährlich, so lange er nicht ernsthaft von der Krankheit ergriffen ist. Fabrikinspektionen, Gesetze über Luftzufuhr und Wohnungsreformen sind nach den Ergebnissen des letzten Kongresses die Waffen, womit der Kreuzzug zu führen ist, ebenso wie die Verhütung vor leichtsinniger Verunreinigung öffentlicher Orte durch bazillenhaltigen Auswurf. Noch führt ein Zwölfstel der Anstellung, und insbesondere deren schlimmste Form, die Lungentuberkulose, auf menschliche Quellen zurück. Die Hygiene hat in der Tuberkulosefrage das letzte Wort zu sprechen. Ein schlecht gelüftetes Massenquartier kann zu einem Seuchenherd der schlimmsten Art werden. Ebenso eine einzelne Fabrik mit bedenklichen sanitären Einrichtungen. In der Bekämpfung der Tuberkulose ist schon außerordentlich viel erzielt worden. Man sollte erwarten, daß zum Schutz des Menschen nicht weniger geschieht, um so mehr, als das Werk ein ausichtsreiches ist.

Psychologisches.

Brandwunden durch Suggestion. Ueber die merkwürdige Tatsache, daß in der Hypnose durch Suggestion, ohne irgend welche äußere Einwirkungen, Brandwunden erzeugt werden können, macht der Genfer Professor Paul Jarez auf Grund langjähriger Experimente ausführliche Mitteilungen, die jeden Zweifel an dieser Erscheinung unmöglich machen. So erzählt er den Fall eines achtzehnjährigen Mädchens aus dem Jahre 1904, das wegen hysterischen Stimmens, hervorgerufen durch Erschrecken bei einem Brand, in das Hospital kam. Sie wurde durch hypnotische Suggestion geheilt. Dann wurde ihr suggeriert, daß sie auf der Unterseite des Unterarms eine Brandwunde mit Wasserbläschen habe. Die Suggestion verwirklichte sich am folgenden Morgen vollkommen. Ein Arzt, der von dem Experiment nichts wußte, konstatierte eine Verbrennung. Einen anderen Versuch machte der Stockholmer Arzt Wetterstrand an einer Frau von 46 Jahren. Es ist unzweifelhaft, daß diese Erscheinungen wirklich vorhanden waren. Jedoch hat man nicht bei allen Versuchen mit hysterischen und gleichen Erfolg. Jarez gibt eine Erklärung dafür. „Man verlange“, meint er, „von einem Hypnotisierten, daß er die oder die Oper singe; er wird dazu durchaus unfähig sein, wenn er die Melodie, die man verlangt, nie gehört hat. Ebenso wird die Suggestion erfolglos sein, wenn man von jemand verlangt, er soll eine Verbrennungsercheinung hervorbringen, wenn er sich noch niemals verbrannt hat.“ Den Beweis dafür erbringt ein interessantes Experiment des Dr. Pobjapolski, der einen hypnotisierten Bauern suggerierte, er habe auf der Haut ein Senfpflaster und seine Haut werde rot und brennend werden. Nach der Hypnose erschien keine Rötung; der Bauer empfand nur ein leichtes Wärmegefühl. Er erklärte dem auch, daß ihm noch niemals ein Senfpflaster aufgelegt worden sei und daß er nicht wußte, was das wäre. Nachdem er aber wirklich mit einem Senfpflaster behandelt worden war, erfolgte bei einer erneuten Suggestion eines imaginären Senfpflasters in der Hypnose eine starke Rötung der Haut. Dr. Boivin suggerierte einem jungen Hystericoepileptiker die Empfindung, daß jeder goldene Gegenstand Brandwunden verursache. Verführte der junge Mann nun ein Goldstück, so sah man an der Stelle der Berührung Rötung und eine Brandnarbe erscheinen. Wollte man ihm ein Goldstück geben, so weigerte er sich energisch, es zu nehmen und zude ängstlich mit den Fingern zurück; zwang man ihn, es zu berühren, so zeigte er an den Fingern Brandblasen. Darauf suggerierte ihm Boivin in der Hypnose, daß man sich nicht an Gold verbrenne, sondern im Gegenteil an Silber. Nach dem Erwachen nahm er ein Goldstück ohne Schwierigkeit und wollte kein Silberstück berühren, weil er sagte, daß er sich am Silber verbrenne. Boivin zwang ihn, das Silberstück in die Hand zu nehmen; sogleich erschien Rötung, dann eine Brandblase. Auch die Heilung wirklicher Brandwunden kann durch Suggestion beschleunigt werden.